

Ilona Hartmann
Land in Sicht

Blümenbar

ILONA HARTMANN

**LAND IN
SICHT**

ROMAN

Blütenbar

Für meine Eltern



ISBN 978-3-351-05076-4

Blumenbar ist eine Marke der
Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2020

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2020

Einbandgestaltung und Gestaltung von Vor- und Nachsatz

Anzinger & Rasp, München, unter Verwendung

von einer Illustration von Miriam Bröckel

Satz Greiner & Reichel, Köln

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

www.blumenbar.de

TAG 1

Im Inneren des Schiffs ist es dunkel und kühl. Bordeauxroter Marmorboden, goldene Handläufe an den Treppen. Links von mir sitzt hinter einem Tresen eine Frau mit einer schmalen Lesebrille. Es ist alles genau so, wie ich es mir vorgestellt hatte.

»Hallo«, sage ich leise. »Ich würde gerne einchecken.« Die Rezeptionistin, auf deren Namensschild Ivanka steht, blickt mich über den Brillenrand aufmunternd an. »Willkommen an Bord. Das hier müssen Sie noch ausfüllen.« Sie schiebt ein Klemmbrett mit einem Formular und einen Kugelschreiber über den Tresen. Mit klammern Fingern greife ich danach und trage zittrig einen Namen ein, von dem ich hoffe, dass es meiner ist. Jana Bühler, wahrscheinlich 24 Jahre alt, wohnhaft irgendwo, Adresse vergessen. Den Rest weiß der Personalausweis, den ich auf Nachfra-

ge aus der Tasche angele. Auf einen Decknamen habe ich verzichtet. Ich glaube nicht, dass der Kapitän Einsicht in Passagierlisten hat. »Hier, Ihr Kabinenschlüssel.«

Im winzigen Vorraum des WCs bleibe ich am Spiegel stehen. Ich sehe aus wie eine schlechte Party. Mein Gesicht ist fahl, und auf den Wangen haben sich unregelmäßige rote Flecken ausgebreitet. Ein Schweißfilm glänzt über der Oberlippe, auf der Stirn und dem Nasenrücken. Seit ich an Bord bin, habe ich verlernt, mich wie ich zu verhalten. Damit hatte ich gerechnet, aber natürlich auch ein bisschen gehofft, falsch zu liegen.

Über die Lautsprecheranlage ertönt eine Durchsage: »Liebe Gäste, wir legen in 30 Minuten ab. Ihren Kabinenschlüssel erhalten Sie an der Rezeption. Bitte finden Sie sich in fünfzehn Minuten im Salon auf dem Oberdeck zur Begrüßung ein. Vielen Dank.« Wie ferngesteuert gehorche ich.

Der Salon, ein langer Raum mit niedriger Decke, vielen Plastikpalmen und absurd vielen Säulen, füllt sich nach und nach mit Gästen. Ich stelle mich ganz hinten an die Wand und blicke auf ein Meer silberner und kahler Köpfe. Das monotone Surren der Deckenventilatoren, das sanfte Schlurfen der Schuhe über den Teppich und das

gedämpfte Murmeln der Reisegruppe beruhigen mich. Zum ersten Mal wird mir bewusst: Die sind alle mindestens so alt wie meine Großeltern. Die einzige Ausnahme ist ein junges Paar um die 50. Ich atme mit der Gruppe ein und aus.

Ich bin hier. Alles verläuft so, wie ich es vorhatte.

Noch.

Reiseleiter Jo, eine gut gelaunte Ruine von schwer zu schätzendem Alter, betritt die kleine Bühne im hinteren Teil des Raums. In trippelnden Schritten rücken die Gäste näher heran, ich selbst komme in einer Palme zum Stehen. Jo trägt bunte Schuhe, eine selbstbewusst enge Hose und eine Sonnenbrille im lichten Haar, die aussieht, als würde sie gleich abstürzen. Er eröffnet die Veranstaltung mit einigen einleitenden Worten.

»Und zum Schluss: Bei Fragen oder Problemen wenden Sie sich gerne jederzeit an uns. Wir können bei allem helfen. Außer vielleicht bei dicker Luft in der Kabine.« Jo zwinkert wie wahrscheinlich jedes Mal an dieser Stelle. Diejenigen, die als Paar angereist sind, lachen verhalten, wie wahrscheinlich jedes Mal an dieser Stelle.

Der Tagesablauf auf der MS Mozart folgt einer Grundregel: Die Gäste müssen immer entweder

satt, betrunken oder beides zugleich sein. Frühstück ab 7 Uhr, Mittagessen um 12 Uhr 30, Kaffee und Kuchen um 16 Uhr, und Abendessen wird um 18 Uhr 30 serviert. Wann und wo wir an- und ablegen, ist auf der Routenkarte im Foyer markiert und wird täglich bei der kurzen Gruppeninformation um 17 Uhr angekündigt. Das Unterhaltungsprogramm ist dezent. Keine Bingo-Abende, aber es gibt Gesellschaftsspiele zum Ausleihen, abgegriffene Spielkarten, einige Bücher, diskrete Animation und eine ab 10 Uhr geöffnete Bar. Abends ab 20 Uhr bedient Bordmusiker Bob das Keyboard und spielt, grob zusammengefasst, das Zweitbeste von gestern. Unter den Gästen freuen sich einige sichtlich über das Unterhaltungsangebot. Noch vor ein paar Tagen hatte ich Witze darüber gemacht, jetzt schäme ich mich für meine Häme.

Als ich in meine Kabine zurückkehre, steht dort der monströse Koffer. Die Klimaanlage war nicht eingeschaltet, so dass sich die warme, feuchte Juliluft im Raum gesammelt und mit dem Geruch des Teppichbodens vermischt hat. Ein Griff am Koffer ist eingerissen, was ich eine angemessene Reaktion des Materials finde. Ich lasse mich mit dem Gesicht nach unten auf die Pritsche an

der Wand kippen. Bis zum Abendessen habe ich genug Zeit, um hier zu liegen und mindestens zweimal durchzudrehen, was ich eine angemessene Reaktion meinerseits finde.

*

Bei Kreuzfahrten denkt man gleich an gigantische, schneeweiß glänzende Hochsee-Schiffe mit unvorstellbaren Ausmaßen, tausenden Gästen, zehntausenden Angestellten, zentnerschwere Kronleuchter aus Kristall, Aufzüge aus Glas, Anzüge aus Satin, ein Spielcasino, mehrere Pools, ein Aquarium voller Rochen, Animation, Völlerei, Exzess, Austern, Viagra, Cocktails mit Schirmchen.

Eine schwimmende Großstadt also, mit allen Vor- und nur wenigen Nachteilen. Über allem schwebt der verblichene Titanic-Charme, die bittersüße Hoffnung, etwas Großes könnte, ja: möge bitte hier und jetzt auf dieser Reise passieren. Vielleicht trifft man die Liebe seines Lebens, vielleicht rammt man einen Eisberg, vielleicht fällt einem das Smartphone in die Trüffelpasta. Wer weiß das schon? Eine Reise, so verheißungsvoll wie der erste Schluck eiskalten Champagners, den man dort zur Begrüßung in hauchdünnen Kelchen gereicht bekommt.

All das jedenfalls gibt es auf einem Donaukreuzfahrtschiff wie der MS Mozart nicht. Wer sich für eine Flusskreuzfahrt entscheidet, wählt, aus welchen Gründen auch immer: den Pragmatismus. Es ist die ideale Art zu Reisen für Men-

schen, die noch ein bisschen was von der Welt sehen wollen, aber bitte nicht zu viel. Allein schon durch die räumliche Begrenzung von beiden Uferseiten entsteht hier gar nicht erst der Eindruck unbegrenzter Freiheit. Eher die Gewissheit: Alles, was hier passiert, passt auf zwei Bierdeckel.

Flusskreuzfahrtschiffen sind natürliche Grenzen gesetzt, ein Muster, das das gesamte Konzept einer solchen Reise durchzieht. Auffallend ist die Abwesenheit alles Maritimen. Keine blau-weiß gestreiften Sonnenschirme, keine kinderzimmergroßen Aquarien mit Zierfischen, keine unterarmdicken Schiffstau als Deko an der Wand. Es stimmt ja auch: Meer machen die Großen.

Trotzdem wird nichts unversucht gelassen, den mondänen Glamour eines Atlantikkreuzers zu imitieren. Aber spätestens, wenn man aus den Fenstern seiner Außenkabine blickt, draußen oberösterreichische Kleinstädte vorbeiziehen und das Eiscafé »VALENZIA« an der Hafensperrmauer wegen defekter Leuchtbuchstaben nur noch »NZI« heißt und jemand ein A zwischen N und Z gesprüht hat – spätestens da wird man sich bewusst: Hier trifft keiner die Liebe seines Lebens.

Höchstens jemanden für den nächsten Wanderurlaub.

Ein schwimmendes Hotel ist trotzdem aufregend und an vielen Stellen bemerkenswert. Nach einem ersten Streifzug an Bord kann ich einige Punkte ausmachen, die ich am Konzept Flusskreuzfahrt positiv hervorheben würde.

Es klingt banal, aber damit muss man erstmal klarkommen: Auf einem Schiff ist man durchaus etwas Besonderes. Es herrschen verkehrte Verhältnisse. Da, wo sonst Straße ist, ist jetzt Wasser. Da, wo sonst das Hotelbett der einzige Fixpunkt einer Reise ist, fährt es jetzt mit einem herum. Da wo man sonst immer dachte: »Binnenschiffahrt« ist eigentlich nur bei Scrabble nützlich, gehört man jetzt plötzlich dazu.

Man wird übrigens in der Regel nicht seekrank, denn hier gibt es, Überraschung, keinen Seegang. Nur ab und zu entstehen ein paar große Wellen, wenn dicke Passagier- oder Containerschiffe vorbeifahren. Wie jeder vernünftige Mensch winke ich wie verrückt, wenn wir nah an Spaziergängern am Ufer vorbeikommen, denn das ist die erste Regel im Kreuzfahrtclub. Hallo! Ich bin hier! Wir schwimmen!

Die MS Mozart ist ein schönes Schiff. Einiger-

maßen. Auf dem Wasser wird Schönheit in anderen Einheiten gemessen. Alles ist ein bisschen dunkler, enger und niedriger, als man sich das an Land gefallen lassen würde. Die Decken hängen tief, die Flure ziehen sich lang und duster, das Fensterglas ist trüb. Das Dekor der Tapeten zeigt exotische Pflanzen, die nur für einen kurzen Moment in der Geschichte der Menschheit wuchsen, nämlich 1994 im Kopf des Tapetendesigners. Die Sessel im Salon sind mit gelblichem Kunstleder bezogen, das beim Hineinsetzen quietscht und beim Aufstehen schmatzt. Die Tische im Speisesaal sind aus Kirschholz oder etwas, das danach aussieht. Die Kronleuchter sind üppig, aber modern, also eckig. Jemand Perfides hat eine Waage neben die Tür zum Frühstücksraum gestellt, was entweder ein schlechter Witz ist oder eine gute Methode, um die Ausgaben für Lebensmittel an Bord gering zu halten. Ja, doch: Die MS Mozart ist ein besonderes Schiff, das merkt man gleich.

Man gewöhnt sich schnell an die Enge. Nach einem Landgang lässt man sich von der schattigen, schützenden Dunkelheit gern umarmen. An manchen Ecken fehlt der Lack oder eine Schraube, aber insgesamt, ach, das geht schon noch. »Da an der Reling bitte nicht anlehnen«, sagt Janko,

der kroatische Bordmanager, an verschiedenen Stellen leise zu den Gästen. Sobald wir anlegen, stehen die Matrosen mit Farbeimern an Deck und bessern Stellen aus, die sonst niemand bemerkt hätte. Es erweckt bei uns Passagieren den Eindruck durchgehender Instandhaltung und wird wohlwollend zur Kenntnis genommen.

Man entdeckt immer wieder neue Lieblingsorte. Zum Beispiel der einzelne Sessel im Salon, der in einer Ecke steht und auf den ab dem Nachmittag ein goldener Lichtfleck fällt, während der restliche Raum beinahe nicht erhellt wird. Passend zu den Lichtverhältnissen gibt es in der Bordbibliothek vornehmlich düstere Literatur: schwedische Kriminalromane und Männerzeitschriften.

Neben den kraftvollen Wellen, die während der Fahrt an den Bug der MS Mozart schlagen, ist vor allem der Schiffsmotor zu hören. Er röhrt mit einem tiefen Bass am Heck des Schiffes und versetzt von dort alles in gleichmäßige, sanfte Vibration. Läuft er über Nacht, ist an Schlaf nicht zu denken, zumindest nicht in den Kabinen nah am Maschinenraum. »Ihre Kabine ist leider ziemlich nah am Maschinenraum«, sagt die Rezeptionistin bei der Verteilung der Zimmerschlüssel, was

ich in dem Moment noch nicht ganz einordnen kann. Heißt das, ich muss wie am Notausgang im Flugzeug im Falle einer Panne rettend einspringen? Oder soll ich ab und zu den Ölstand prüfen? 200 Liter Diesel pro Stunde verbraucht die MS Mozart laut Steckbrief im Foyer, da kann man sich im Hinblick auf den ökologischen Fußabdruck schon mal überlegen, ob man nächstes Jahr nicht doch lieber selber rudert. Die Mecklenburgische Seenplatte soll ja auch ganz schön sein.

Ein besonderes Spektakel, auch akustisch, sind Schleusen. In der Schleuse hört man alle nur vorstellbaren Arten von Geräuschen, zu denen Wasser fähig ist. Rauschen, Gurgeln, Blubbern und Zischen, mal ganz leise, mal tosend laut, gleichzeitig oder in rhythmischer Abfolge. Wir werden auf der Strecke Passau–Wien 22 Mal in einem dieser Wasseraufzüge stehen. Es ist ein bisschen, wie wenn eine Schildkröte Eier legt: alles geht unendlich langsam, bis man schließlich mit einem Mal, schwupp, draußen ist.

Der Reiz ist schnell verflogen. Schon die zweite Schleuse schauen sich nur noch halb so viele Gäste vom Oberdeck an wie die erste.

Ein Geräusch, an das man sich allerdings eher nicht gewöhnen wird: Wenn wir in einem Ha-

fen anlegen und größere Schiffe vorbeifahren, schwankt die MS Mozart durch die erzeugten Wellen und schrammt rhythmisch am Metall des Pontons, was ein gespenstisches, markdurchdringendes Ächzen zur Folge hat. Wie bei Turbulenzen im Flugzeug sorgt es für kurze Anspannung unter den Gästen. Auch bei denen, die nicht mehr so viel hören.

Meistens riecht es einigermaßen unauffällig auf dem Schiff, aber leider nicht immer. In den Gängen ist alle vier Meter etwa in Knöchelhöhe ein kleiner Behälter angebracht. Darin befindet sich eine zähe, gelbliche Flüssigkeit, die alle zwanzig Minuten automatisch mit einem Sprühstoß in die Luft abgegeben wird. Der Geruch ist so süß, dass man ihn auf der Zunge spüren kann; schwer und betörend schmeckt er, nach Vanille, Blumen, Seife und ganz dunkel, erst hinten im Rachen: nach der Vergänglichkeit allen irdischen Lebens.

Das Leben wird nirgends bewusster genossen als unter Menschen, die die meiste Zeit davon schon hinter sich haben. Das ist auch auf der MS Mozart so. Und wer es nicht glaubt, soll die Gäste nach dem zweiten Riesling einmal darauf ansprechen. Ganz egal, wo sie herkommen, auf dieser

Reise finden sie für immerhin acht Tage und sieben Nächte eine Abwechslung von der Enge des eigenen Zuhauses und der Endlichkeit generell.

*

Lange fühlte es sich richtig an, diese Reise zu machen. Wie das Beste, was ich für mich tun könnte. Aber je näher die Abfahrt rückte, desto näher kamen auch die Zweifel.

Dabei fing es so beiläufig an. Einmal, es war noch Winter, traf ich in einer verschneiten Nacht an irgendeinem Bartresen in einer anderen Stadt einen Mann, der mir über die Länge von drei Drinks hinweg erzählte, wie er erst mit 18 seinen Vater kennengelernt hatte. Es habe sich bei ihm eine Wunde geschlossen, sagte er, eine, von der er gar nicht gewusst hatte, dass sie überhaupt existierte. »Als hätte ich mein ganzes bisheriges Leben nur auf einem Bein gestanden, und plötzlich hatte ich zwei«, sagte er. Ohne genau zu wissen, wovon er sprach, wusste ich sofort, was er meinte. Solange ich den kalten Rauch noch in meinen Haaren riechen konnte, dachte ich über seine Worte nach. Was, wenn es mir genauso gehen würde? Eigentlich hatte ich mich längst damit abgefunden, meinen Vater nicht zu kennen. Beziehungsweise: Ich hatte diese Tatsache nie in Frage gestellt. Es war meine Realität. Es war die Wahrheit. Oder zumindest der Teil davon, den ich kannte.

Mir tat nichts weh. Ich dachte nicht nach über meinen fehlenden Vater, ich vermisste nichts und

schon gar nicht diese unkonkrete Person. Auch ohne ihn hatte ich zu jedem Zeitpunkt in meinem Leben genug Probleme. Anders gesagt: Ohne Vater aufzuwachsen war die meiste Zeit ziemlich normal oder wurde zum dem, was ich für normal hielt.

Nach diesem Abend fielen sie mir plötzlich überall auf, die Väter: Auf dem Spielplatz an der Schaukel, hoch, höher, am höchsten und nochmal. Im Zug, der Mann im seriösen Anzug mit einem knallbunten geknüpften Armband aus Plastikschnüren, das unter seinem Hemdsärmel hervorlugte. Vor mir an der Ampel, der junge Typ mit dem Mädchen auf den Schultern, das sich beim Losgehen quietschend in seinen dunklen Locken festkrallte, so sehr, dass sich seine Augen verzogen.

Szenen, die ich in jeder Vorabendserie hätte wahrnehmen können, aber jetzt war ich mir selbst nahegekommen und weich geworden. Alles daran wurde für mich zum Fallbeispiel. Ein Vater, Abbildung ähnlich. Interessiert studierte ich die unterschiedlichen Typen.

Die Sehnsucht nach dem unbekanntem Gefühl, meinen Vater zu kennen, ließ mich auch die folgenden Wochen nicht mehr los. Was lange un-

denkbar war, wurde im Laufe weniger Monate plötzlich zur dringenden Idee: Ich muss meinen Vater finden und kennenlernen, sagte ich mir, sonst bleibe ich vielleicht für immer nur halb – halb Ich, halb da, halb am Leben. Diese Furcht überstieg die Vorstellung, einem Fremden zu begegnen, der mein Vater war, sich aber nicht vertraut anfühlte.

*

Es ging überraschend leicht, den vollständigen Namen meines Vaters im alten Adressbuch meiner Mutter zu finden. Es war Weihnachten, ich war zum jährlichen Besuch angetreten, hatte aber dieses Mal einen Auftrag. In einem unbemerkten Moment fingerte ich das abgegriffene Heft aus dem Geheimversteck im Gläserschrank. Mit feinem Bleistift hatte meine Mutter ihn mit ihrer gestochenen scharfen, leicht nach rechts geneigten Schrift ganz nüchtern eingetragen, zwischen einem Hals-Nasen-Ohren-Arzt aus der Kreisstadt und unseren Nachbarn von gegenüber. Im Internet fand ich seine seit 2010 nicht mehr aktualisierte Homepage mit Reisefotos aus Vietnam, Norwegen und Indien. Auf einem Bild war er mit einer Reisegruppe zu sehen. Bildunterschrift: »Milan, unser 1. Kapitän der MS Mozart«. Ich vergrößerte das Bild so lange, bis nur noch beige, rote, braune und schwarze Pixel zu sehen waren, zoomte wieder heraus, besah mir jedes einzelne Detail seines Gesichts, fotografierte es ab, hielt mein Gesicht im Badezimmerspiegel neben das Foto auf dem Display, schickte es meiner Freundin Tessa. »Ich glaube, das in der Mitte ist mein Vater?«, schrieb ich dazu. Sie antwortete: »Sieht man!«

So einfach also. Auf einen Blick erkennbar ver-

wandt. Das war neu. Ich weinte sofort und lange, die Stirn an den kalten Spiegel gelehnt. Ein Hinweis auf keine Geringere als mich selbst. Möglicherweise war ich also doch echt. Keinem mir bekannten Familienmitglied sah ich ähnlich. Nur meine Mutter und ich wurden einmal auf einem Weihnachtsmarkt von einem Glühweinverkäufer für Schwestern gehalten, als ich vierzehn war. Was blieb, war das Gefühl, von jemandem ausgedacht worden zu sein, der seine Erfindung gelangweilt zurückgelassen hatte.

*

Oben an Deck. Es ist mittlerweile später Nachmittag und wir haben vor etwa einer Stunde unter dröhnendem Hupen abgelegt. Die Stimmung ist entspannt. Man grüßt jeden an Bord mit einem freundlichen Nicken, und weil ich mit Abstand die jüngste Passagierin bin, habe ich auf einen Schlag fast einhundert neue Großeltern, die mich anlächeln. Geld oder Süßigkeiten wurden mir leider noch nicht angeboten.

Um nicht zu nah am Kapitänshaus vorbeizulaufen, setze ich mich in einen der Liegestühle am anderen Ende des Sonnendecks. Der Fahrtwind lässt die gehisste weiß-rote Flagge der norddeutschen Reederei über mir im Wind knattern. Der brummende Motor und das tosende Wasser vollenden die maritime Geräuschkulisse. Ich schließe für einen Moment die Augen und stelle mir im orangefarbenen Leuchten unter meinen Lidern vor, das hier wäre Urlaub.

»Jetzt muss ich Sie aber wirklich mal fragen. Sind Sie ganz allein angereist? Also, ich hoffe, Sie nehmen mir das nicht übel, aber ich habe Sie ein wenig beobachtet vorhin, und naja, da habe ich mich gefragt, wie so eine junge Frau wie Sie auf einem Schiff voller Greise wie uns landet.« Jemand kichert neben meinem Ohr. Ich öffne die

Augen und drehe den Kopf in Richtung der hellen Frauenstimme, die mich da gerade angesprochen hat. »Ich, also, ja. Ja bin ich, also allein«, sage ich und blicke dabei in ein unglaublich faltiges Gesicht einer Frau um die 70 mit schlohweißen, kurzen Haaren und wachen, großen Augen. »Entschuldigung, ich habe mich gar nicht vorgestellt: Marita«, sagt Marita und schüttelt kräftig meine verschlafene Hand.

»Freut mich. Jana«, sage ich und werde langsam wach. »Mit wem sind Sie denn hier?«

»Mit meinem Mann, Enno, der ist irgendwo da hinten. Er fachsimpelt vermutlich gerade mit dem Kapitän. Interessiert sich für Schifffahrt und solche Sachen. Wir sind jedes Jahr hier. Ich will eigentlich einfach nur mal eine Woche lang nicht abspülen und ein bisschen Natur und Kultur sehen, ohne mich dafür viel zu bewegen.« Ihr Gesicht ist wirklich unfassbar runzlig, bei jedem ihrer Worte setzen sich die Fältchen in Bewegung wie bei einer Laola-Welle. Ich nicke und rutsche beim Versuch, mich aufzurichten, beinahe von der Klappliege. Marita lacht wieder – ein tiefes, kehliges Lachen, das nur von jemandem kommen kann, der in seinem Leben schon sehr viel erlebt und noch mehr geraucht hat.

Eine Woche lang nicht abzuspielen ist tatsächlich eine Aussicht, die auch mir gefällt. Ich denke an meine untervermietete Wohnung in Berlin und daran, dass dort gerade vier Britinnen einen Junggesellenabschied feiern. Allerdings bin ich Marita auch noch eine Auskunft schuldig. Natürlich war mir bewusst, dass es neugierig machen würde, wenn ich als junge Frau eine Art zu reisen wähle, die vornehmlich von Menschen im letzten Lebensdrittel bevorzugt wird. Und natürlich habe ich mir im Vorfeld dafür einstudierte Sätze zurechtgelegt: »Meine Großmutter hat diese Reise bei einem Preisausschreiben gewonnen. Leider kann sie wegen einer Verletzung am Bein nicht teilnehmen. Deshalb bin spontan ich eingesprungen«, sage ich. Es klingt auswendig gelernt, aber ich bin mit meiner Lüge ziemlich zufrieden. Auch Marita nickt verständnisvoll. »Ich gehe mal nach Enno sehen. Wollen Sie mitkommen?« fragt sie mich im Aufstehen. Ich schüttele ein wenig zu schnell den Kopf. »Vielen Dank, ich glaube, ich sonne mich hier noch ein bisschen.« Mit sonnen meine ich steif auf dem Rücken liegen und den Gedanken verdrängen, dass da wenige Meter hinter mir der Kapitän des Schiffs steht.

Es wäre eine gute Gelegenheit gewesen, mei-

nen Vater ganz beiläufig kennenzulernen. Aber ich bin noch nicht so weit. Und ich will auch keine Beiläufigkeit. Ich will, dass wir uns in die Augen sehen und dass dieser Moment mir gehört. Ich bin nicht bis an diesen Punkt gekommen, um mir von ihm einen schlaffen Handschlag abzuholen und dann wieder zu gehen, weil Enno und Marita mit mir zum Abendessen wollen. Morgen, sage ich mir, morgen früh gleich als erstes. Da gehe ich dort hoch und sage Hallo. Oder was auch immer man in so einem Moment sagt.

Als Marita ein paar Sekunden später weg ist, sehe ich ihr doch noch einmal nach. Sie geht zielstrebig auf das Kapitänshaus zu, wo ich schemenhaft die Silhouette zweier Männer erkennen kann. Einer ist groß und schmal, einer eher gedrungen. Zu wissen, dass einer davon mein Vater ist, beruhigt mich irgendwie.

Ich muss eine ganze Weile in diesem Zwiespalt versunken sein, denn plötzlich knackt die Lautsprecheranlage, und eine Männerstimme bittet freundlich zum Abendessen. Ich höre das Rascheln und Scharren von Beinen, die sich in Bewegung setzen. Als ich die Augen endlich aufmache, ist das Sonnendeck fast leer. Um nach unten in den Speisesaal zu gelangen, muss ich

mich irgendwie am Kapitänshaus vorbeischleichen.

Als ich aus den Augenwinkeln hinüberschiele, sehe ich nur noch den großen schmalen Mann. Er steht ruhig hinter dem Steuer, fast wie eine Wachfigur. Ich hätte gedacht, man müsse ein Schiff aktiver bedienen, öfter Knöpfe drücken, Hebel ziehen, Anzeigen kontrollieren. Aber er steht nur da, hält den Steuerhebel in der rechten Hand und blickt geradeaus, wo das Schiff mit seinem Bug die Mitte des Flusses zerteilt. Nur noch wenige Schritte und ich bin in Hörweite. Ich könnte jetzt einfach »Ahoi« sagen. Auf einem Flusskreuzer ohne jede seefahrerische Mission wäre das sicher ein lustiger Scherz.

»Ahoi«, sagt da der Mann, mein Vater, Milan Blažek. Er hat sich umgedreht und mich entdeckt, wie ich eingefroren wenige Schritte vor dem offenstehenden Kapitänshaus verharre. Seine Stimme klingt anders, als ich sie mir vorgestellt hatte. Höher, weicher, und ein bisschen matt, wie meine normalerweise. »Hallo«, sage ich und meine Stimme klingt auch anders, als ich dachte – dünn und wellig wie nasses Papier. Ich schaue Milan lange an, und wenn ich lange sage, dann meine ich wenige Augenblicke, so lange, wie ich es ge-

rade noch aushalte. Eine, zwei, drei Sekunden. Dann rutscht mein Blick von ihm ab. Wir sehen uns ähnlich, wie genau, kann ich noch nicht sagen. Ich bin zu weit weg, um die Züge seines Gesichts im Detail zu erkennen. Etwas in der Art, wie er dasteht und die Umgebung sich um ihn herumlegt, ist vertraut wie ein Spiegelbild.

Mein Mund verzieht sich ohne mein Zutun zu einer Art Lächeln, und ich taste mich weiter an ihm vorbei zur Treppe, die ins Foyer führt.

*

Im Speisesaal, der eigentlich nur ein niedriges, langes Zimmer ist, liegt angeregtes Gläserklirren, Brummen, Plaudern in der Luft. Und Hüsteln, was die Szenerie etwas vorwurfsvoll wirken lässt. Wenn man mal 60 Jahre lang verheiratet war, ersetzt man verbale Kommunikation vermutlich automatisch durch Gehüstel.

Auf der MS Mozart wird jetzt der erste Gang des Dinners serviert. Roastbeef-Röllchen mit Kaperncreme und, als vegetarische Variante, ein mit einer Scheibe Gouda umwickeltes Bündel Rucola. Dazu wird Wein empfohlen, was ich nachvollziehbar finde.

Schon unter Menschen meines Alters wäre mir ein Abendessen mit lauter Fremden am Tisch nicht besonders angenehm. Als einziger Mensch ohne Sehhilfe brauche ich erst zwei Gläser süßlichen Weißwein, um überhaupt etwas anderes zu den Tischgesprächen beizutragen, als auch verlegen zu husten.

»Ist das Ihre erste Kreuzfahrt?«. Ich wende mich an den großen weißblonden Mann links von mir, den ich auf Ende 60 schätze. Seine freundlichen Augen wandern kurz zu mir herüber, dann starrt er wieder auf seinen Teller und nickt verlegen. Sein hellblaues Hemd ist tadellos